

## **Predigt am Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres, 14. November 2021, 2. Korinther 5,1-10**

*1 Denn wir wissen: Wenn unser irdisches Haus, diese Hütte, abgebrochen wird, so haben wir einen Bau, von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. 2 Denn darum seufzen wir auch und sehnen uns danach, dass wir mit unserer Behausung, die vom Himmel ist, überkleidet werden, 3 weil wir dann bekleidet und nicht nackt befunden werden. 4 Denn solange wir in dieser Hütte sind, seufzen wir und sind beschwert, weil wir lieber nicht entkleidet, sondern überkleidet werden wollen, damit das Sterbliche verschlungen werde von dem Leben. 5 Der uns aber dazu bereitet hat, das ist Gott, der uns als Unterpand den Geist gegeben hat. 6 So sind wir denn allezeit getrost und wissen: Solange wir im Leibe wohnen, weilen wir fern von dem Herrn; 7 denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen. 8 Wir sind aber getrost und begehren sehr, den Leib zu verlassen und daheim zu sein bei dem Herrn. 9 Darum setzen wir auch unsre Ehre darein, ob wir daheim sind oder in der Fremde, dass wir ihm wohlgefallen. 10 Denn wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf dass ein jeder empfangen nach dem, was er getan hat im Leib, es sei gut oder böse.*

In unserer Lutherbibel ist dieser Abschnitt überschrieben mit den Worten „Sehnsucht nach der himmlischen Heimat“.

Und tatsächlich kann man das Gefühl, das der Apostel Paulus hier beschreibt, am besten benennen mit „Heimweh“.

Heimweh kennen Schüler auf der Klassenreise, wenn sie sich mit anderen nicht verstehen. Heimweh kennt man sogar, wenn man im Urlaub sich nicht richtig entspannen kann. Aber am größten ist das Heimweh dort, wo man weiß: Ich könnte jetzt nicht ohne weiteres in den nächsten Zug steigen und nach Hause fahren. Ich bin abgeschnitten von zu Hause. Dann wird man es sich nicht einmal dann gut gehen lassen, wenn es einem eigentlich gut geht. Am größten ist das Heimweh wahrscheinlich - auf See, in Quarantäne und im Krieg.

Wie viele Soldaten in allen Kriegen auf allen Seiten waren unfreiwillig an der Front. Und selbst die, die sich freiwillig gemeldet hatten – sie alle hofften auf ein schnelles Ende, manchmal bis zum bitteren Ende.

Viele hofften, schnell wieder nach Hause zu den Lieben zurückzukehren. Briefe aus der Feldpost, sie erzählen von diesem Heimweh. Man weiß das aus dem ersten großen Krieg vor etwas über 100 Jahren. Dem ersten, in dem in großem Stil die Eisenbahn die Soldaten an die Front und hoffentlich zurück brachten. Da war bei vielen Soldaten die Sehnsucht, in den nächsten Zug nach Hause zu steigen, so groß, dass sie einander gar nicht mehr zuhörten. Sondern egal, was der andere sagte, sie verstanden immer nur „Bahnhof“. Daher kommt diese Redewendung. Manche waren so glücklich, bald wieder in die Heimat zu können. Viele kamen viel später als erwartet. Einige kamen gar nicht nach Hause.

Es folgte ein zweiter noch schlimmerer Krieg. Wo noch viel mehr nicht nach Hause kamen.

Die Folge waren 40 Jahre Teilung Deutschlands in zwei Staaten und Teilung der Welt in zwei Machtblöcke.

Es war gegen Ende der 80er Jahre, als der Warschauer Pakt zusammenbrach. Da dichtete der Liedermacher Reinhard Mey das Lied „Alle Soldaten woll'n nach Haus“. Es handelte von vier Soldaten, einem amerikanischen, einem sowjetischen, einem ost- und einem westdeutschen. Sie alle stehen an ihren Plätzen, wo andere sie hingestellt haben. Und sie alle, John, Igor, Jochen und Hinnerk, sie haben nur einen Wunsch: „Sie woll'n die Uniform nicht mehr, den Stahlhelm und das Schießgewehr und nicht mehr in den Kampf hinaus. Soldaten woll'n nur eins: Sie woll'n nach Haus.“

Was hier gedichtet wird, es war für viele damals neu. Aber es entsprach dem Lebensgefühl vieler Menschen. Als dann vor 30 Jahren die ehemaligen sowjetischen Soldaten wirklich nach Hause fuhren, da dachten wir doch alle, jetzt wird die Welt ein bisschen friedlicher. Heute erscheint uns dieses Lied schon wieder altmodisch. Die Welt ist alles andere als friedlicher geworden. Soldaten, auch deutsche, sind in aller Welt unterwegs. Versuchen, sie sicherer und friedlicher zu machen. Ob sie es erreichen, das muss die Nachwelt entscheiden, wenn es noch eine gibt. Bis dahin sind sie stationiert, in ihren Kasernen in aller Welt, in schnell aufgebauten Hütten, manche immer noch in Zelten. Und sie alle hoffen, dass eines Tages dieser Job getan ist, ihre Hütte abgebrochen wird und sie zurück in die Heimat in ihre Häuser und Wohnungen können. Und auch heute kehren manche nicht zurück.

Mit dieser Sehnsucht, aus seiner zerbrechlichen Hütte nach Hause zu kommen, vergleicht der Apostel Paulus das Leben von uns Christen.

Er mag dabei an erster Stelle an sich selber denken. Als christlicher Missionar war er seit vielen Jahren auf Wanderschaft, selten länger als 2 Jahre an einem Ort. Schon lange hat er kein irdisches Zuhause mehr. So wie ein Soldat, so hat auch der Missionar das Ziel, eines Tages nicht mehr nötig zu sein – und er ahnt doch, dass das zu seinen Lebzeiten nicht mehr der Fall sein wird.

Die Heimat, nach der er sich sehnt, ist nicht in dieser Welt. Es ist die Sehnsucht nach der – wie es hier heißt – „himmlischen Heimat“. Nun sind wir heute da ein bisschen besser dran als er. Wir sind gottseidank nicht im Krieg. Wir haben ein Zuhause. Viele von uns leben in richtigen gemütlichen Häusern, Doppelhaushälften, Reihenhäusern. Oder in schönen Wohnungen. Wir mögen an das ewige Leben *glauben*, aber - uns darauf *freuen*? Uns danach sehnen? Dafür ist unser irdisches Leben doch gottseidank zu schön. Und viele von uns haben erlebt, dass das nicht selbstverständlich ist. Darum nochmals: Gott sei Dank dafür.

Vielen unserer Geschwister geht es nicht so gut. Die haben nichts mehr außer dem ewigen Leben, worauf sie sich freuen können. Aber was können wir heute mitnehmen von diesen alten Worten? Was können sie uns sagen?

Ich denke, es gibt zwei Dinge, die damals und heute dieselben sind. Zwei Gefahren für unser Leben als Christen. Aber überhaupt für unser Leben. Zwei Ängste, die uns das Leben schwer machen. Und gegen diese beiden Ängste will der Apostel, will auch Gott, uns heute Mut machen. Das eine ist die Angst vor dem Tod. Das andere ist die Angst vor dem Leben.

### **1. Die Angst vor dem Tod.**

Gerade bei uns, die wir es uns im Leben so schön eingerichtet haben, wird eine Sehnsucht nach dem ewigen Leben nicht so stark werden, dass wir es nicht mehr aushalten könnten.

Viel größer ist bei uns die Wahrscheinlichkeit, dass wir Angst vor dem Tod haben.

Das ist eigentlich seltsam. Angst haben wir normalerweise vor Dingen, die uns fremd sind. Die wir nicht so genau kennen. Vor Ausländern, vor der Kirche, vor Anhängern fremder Religionen, vor Impfstoffen. Wenn wir sie dann kennenlernen, wenn wir mehr verstehen, haben wir meist keine Angst mehr und kämpfen auch nicht mehr gegen sie.

Den Tod, den gibt es nun schon eine ganze Zeit. Den kennen wir seit Menschengedenken. Da sollten wir uns langsam dran gewöhnt haben und wissen, er ist normal, er gehört dazu. Trotzdem haben wir bis heute Angst davor. Wieso eigentlich?

Ich glaube, das liegt daran, dass wir tief in uns spüren: So soll es nicht sein. Eigentlich war es so nicht geplant.

Auch nach einer Ewigkeit erscheint uns der Tod immer noch wie ein Fremdkörper. Wer die Trauer um einen lieben Menschen kennt, kann nicht glauben, dass so etwas zu Gottes Plan gehören soll.

Und die Bibel sagt, so ist es auch. Die Welt ist nicht mehr so, wie Gott sie sich gedacht hat. Vielleicht kennen wir sie nicht anders, aber von Anfang an hatte Gott etwas Anderes mit ihr vor, und diesen Plan hat er noch nicht aufgegeben.

Gott hatte vor, dass wir in enger Beziehung mit ihm leben. Uns mit ihm austauschen, und auf ihn hören. Wir sollten nicht mehr tun als Menschen sein und ihn Gott sein lassen.

Aber von Anfang an wollten wir uns von niemandem etwas sagen lassen. Wir wollen selber die eigenen Maßstäbe setzen. Wir wollen selber wissen, was gut und richtig für uns ist. Im Grunde wollen wir selber wie Gott sein.

Alles, was auf der Welt schief läuft, hängt damit zusammen.

Die Bibel nennt diesen Zustand „Sünde“, und sie sagt „Durch die Sünde kam der Tod in die Welt“

Aber sie sagt auch: „Durch einen Menschen, der Gott gehorsam war, wurde der Tod besiegt.“

Gott ist in Jesus Christus selber Mensch geworden. Er hat am Kreuz die Folgen unserer Trennung von Gott getragen. Er ist unseren Tod gestorben. Und er ist nach drei Tagen auferstanden. Die Hoffnung, dass der Tod nicht das letzte Wort hat, diese Hoffnung hat sich bei Jesus Christus erfüllt. Und sie wird sich für alle, die an ihn glauben, auch erfüllen. Wer an Jesus Christus glaubt, bei dem hat der Tod nicht mehr das letzte Wort. Nichts kann ihn, nichts kann sie mehr von Gottes Liebe trennen. Auch der Tod nicht.

In unserem Predigttext beschreibt Paulus, wie wir uns das vorzustellen haben. Er sagt nämlich: So wie Jesus auferstanden ist, so werden auch wir auferstehen. Wir schwirren nicht einfach als körperlose Seelen durch das Gedächtnis Gottes. Sondern wir bekommen von Gott einen neuen Körper. Wir versinken nicht wie ein Tropfen im Ozean der Ewigkeit. Sondern jeder und jede wird ganz persönlich vor ihm, vor Jesus stehen. Darum der neue Körper. Das, was wir im Leben getan haben, es ist nicht umsonst, es soll gewürdigt werden.

Unseren jetzigen Körper vergleicht Paulus mit der Hütte, in der ein Soldat ausharren muss, baufällig und nass, bis er endlich wieder nach Hause darf. Und dann bekommen wir ein neues Heim.

Nach diesem Heim sehnt sich Paulus. Er will endlich den von Angesicht zu Angesicht kennenlernen, der all das für ihn getan hat. Er will endlich den sehen, an den er glaubt. Ich muss gestehen: Das will ich auch.

Wer erfahren hat, dass Jesus ihn befreit hat von der Sünde, ihm das ewige Leben geschenkt hat – wie sollte der ihn nicht endlich einmal sehen wollen?

Angst vor dem Tod? Die muss ich nicht haben. Denn das letzte Wort über mich hat nicht der Tod, sondern der, der ihn besiegt hat.

## **2. Die Angst vor dem Leben.**

Das zweite ist die Angst vor dem Leben.

Es gibt auch eine falsche Sehnsucht nach dem Tod. Eine Sehnsucht, die sich nicht nach dem ewigen Leben in der Gegenwart Jesu sehnt. Sondern die aus dem Leben fliehen will, weil sie Angst davor hat.

Tatsächlich ist das Leben manchmal zum Verzweifeln. Und je mehr man vom Leben erwartet, desto größer ist die Enttäuschung. Paulus weiß: Wir merken in diesem Leben oft nicht viel von Gottes Kraft. Wir leben „im Glauben und nicht im Schauen“. Das Beste, das wahre Leben, kommt erst noch.

Darin liegt auch eine Chance. Wir müssen von diesem Leben nicht alles erwarten. Darum können wir uns auch einmal mit dem Mittelmäßigen zufrieden geben. Es ist ja nicht für immer.

Aber das heißt auch, dass unser Leben auf dieser Welt nicht sinnlos ist. Wir haben eine Aufgabe. Wir haben die Aufgabe, möglichst viele Menschen wissen zu lassen, was Jesus Christus für sie getan hat. Wir haben die Aufgabe, sie zum Glauben einzuladen.

Und wir haben die Aufgabe, nun so zu leben, wie es ihm gefällt. Verantwortlich mit unserer Schöpfung umzugehen, mit unseren Mitmenschen. Mit unserem eigenen Körper.

Und Paulus sagt: Solange wir noch nicht in der Ewigkeit sind – ich will es mit meinen Worten sagen – wollen wir den besten Job machen, den wir machen können.

Ein bisschen hat das von soldatischer Pflichterfüllung. Von Ausharren auf scheinbar verlorenem Posten.

Paulus selber würde wahrscheinlich eher von Treue sprechen als von Pflichterfüllung.

Aber das wichtigste ist dann doch der Unterschied zwischen dem Apostel und dem Soldaten. Beide wissen nicht, wie lange sie auf ihrem Posten ausharren müssen.

Aber der Soldat in Afghanistan oder in Mali: Er konnte und kann sich nicht sicher sein, wer den Kampf am Ende gewinnt. Ob es überhaupt ein Ende geben wird.

Der Apostel, der Missionar und wir ganz normalen Christen, wir alle wissen: Der Sieger in diesem Kampf steht schon fest. Der Tod ist bereits besiegt.

Darum müssen wir keine Angst vor dem Tod haben – und keine Angst vor dem Leben.

Wir wissen, wie es ausgeht. Und wir wissen, dass es nach Haus geht. Amen